

Die Namenlosen, um die es im Evangelium dieses Sonntags (Johannes 6, 1-15) geht, sind Menschen auf der Suche wie wir; auf der Suche nach Heilung und Sinn, nach Zeichen der Hoffnung in ihrem Ringen um Leben und Überleben.

Die neue Weltordnung des Römischen Reiches ist mit geballter Macht über ihre ländliche Region in den Bergen um den See Galiläas hereingebrochen. Ihre Kreisstadt hat einen neuen Namen bekommen, den mächtigsten Mann der Erde zu ehren. Tiberias heißt sie nun und beansprucht auch den Namen des Sees.

Mich überrascht es immer wieder: die soziale und politische Realität ist dicht unter der Oberfläche der neutestamentlichen Texte spürbar. Und doch finden wir Jesus in staunenswerter Unabhängigkeit von den Hauptströmungen jener Zeit, gleichsam auf einem dritten Weg. Weder schlägt sich Jesus auf die Seite der fundamentalistischen Kreise, die noch mehr vom alt Bekannten fordern, strengere Gebotserfüllung oder asketischen Rückzug. Noch kümmert sich Jesus um die wirtschaftlich und politisch Mächtigen. Den Steuergroschen muss er sich schenken lassen. Die sich Herren über Leben und Tod dünken sind ihm gleichgültig bis in die eigene Sterbestunde.

Auch für sich selbst beansprucht Jesus keine Macht, weder real noch übertragen. Vor denen, die ihn zum König machen wollen, flieht er in die Berge, wie wir gerade gehört haben. Und jenen, die ihm religiöse Ehren zuerkennen wollen, sagt er: Nennt mich nicht gut. Es ist keiner gut, denn Gott allein. Gottvertrauen, Vertrauen in die gütige und tragende Kraft der Schöpfung ist offenbar das Rückgrat der Haltung und des Wirkens Jesu. Aus der Verbundenheit mit der Quelle des Lebens wachsen ihm der Mut und die Gelassenheit zu, auf die drängenden Fragen der Zeit anders zu reagieren als die meisten Vertreter von Kirche und Gesellschaft, damals wie heute.

Zweihundert Silbergroschen sind nicht genug. Wer von 500 Euro im Monat auskommen muss, weil er keine Abfindung über 50 Millionen zugeteilt bekam, der kennt den Ernst dieser resignierten Feststellung. Wie heute sind auch damals die Bewohner der Städte und die ohne berufliche Qualifikation die Ersten, die unter den wirtschaftlichen Umbrüchen zu leiden haben.

Zweihundert Silbergroschen sind nicht genug. Diese Klage kennen alle, die im sozialen Bereich unseres Landes engagiert sind und im Notfall auch einmal mehr geben wollen als nur ihr Ohr oder einen weiterführenden Rat.

Zweihundert Silbergroschen sind nicht genug. Millionenfach größere Summen halten die Experten für notwendig, die im Auftrag internationaler Organisationen den Hunger auf der Welt beobachten und die Wellen der Flüchtenden aus Kriegszonen und Elendsgebieten.

Merkwürdig. Jesus hat den Vorschlag abgelehnt, von dem die anderen Evangelisten berichten, die Leute in die umliegenden Dörfer, auf die Höfe und in die Läden zu schicken. So als wollte er sagen, dass Kapitalanlagen nur sehr vordergründig zu helfen vermögen, bittet er stattdessen die Jünger, die Umstehenden sich lagern zu lassen, einen guten Platz zu finden und zur Ruhe zu kommen. Kurz vor dem jüdischen Passahfest, wie unser Text angibt, im Frühling also bietet die Umgebung um den See Genesareth Wiesen in üppigstem Grün, blühende Sträucher und Bäume, machtvollen Vogelgesang.

Im Kontakt mit dem Boden, dem Schoß von Mutter Erde, vermögen auch wir zur Ruhe zu kommen und unsere Sinne zu öffnen für das wahre Wunder des Lebens. Der Wechsel von Dunkelheit und Licht, von Regen und Sonne; das Wachsen und Reifen; jedes neue Leben; all das gehört zu dem gewaltigen Wunder, das bis heute keine Wissenschaft zu enträtseln vermag. Die Blume auf der Fensterbank vermag es uns nahe zu bringen. Bei meinem Hibiskus öffnen sich zweimal in der Woche neue Blüten und zeigen ihre Pracht, bevor sie übergroß geworden und schwer abfallen, um neuen Blüten Platz zu machen.

Wenn wir uns Zeit nehmen für die Wunder des Lebens und der Natur um uns, vermögen sich unsere sorgenden Gedanken ein Stück weit zu beruhigen und wir ahnen, worauf es entscheidend ankommt. Im Kontakt mit den Quellen der Fülle fallen Menschen Ideen zu, die weiter führen als die herkömmlichen Versorgungsmechanismen, die Flüchtlinge in Lagern sammeln und von Mehlverteilungen abhängig machen. Auch in unseren Regionen könnten an die Stelle künstlich gedüngter Monokulturen essbare Landschaften treten, wie sie der Bergbauer Sepp Holzer entworfen hat. In der Sahelzone verbessert sich die Lage erstmals wieder, seit die Einheimischen sich verstärkt um den Anbau von Akazienbäumen kümmern.

Ein guter Platz, einer, den wir aufsuchen können, früh am Morgen oder wenn wir niedergeschlagen sind, ein Baum, eine Stelle am Bach, ein Blick aus dem Fenster, das vermag auch uns Halt zu geben und neue Zuversicht. Einen guten Platz zu finden im eigenen Innern; diese Übung gehört zu den ersten, die imaginative Verfahren Menschen mit leichten und schweren seelischen Verletzungen vorschlagen. Wir alle brauchen einen guten Platz im Herzen wenigstens eines anderen Menschen, der uns schätzt und uns achtet, der bereit ist, uns zuzuhören und wenn nötig in den Arm zu nehmen. Studien in Waisenhäusern Rumäniens haben jüngst die frühe Einsicht der Schweizer Psychologin Alice Miller bestätigt, dass die schlimmsten Entbehrungen sich aushalten lassen, wenn in der Umgebung nur ein einziger Mensch ansprechbar ist und herzliches Interesse zeigt.

Zur Ruhe gekommen, von einem freundlichen Blick berührt vermögen die Bedrängten in der Umgebung Jesu die Möglichkeiten wahrzunehmen, die selbst in der größten Not bereit liegen. Es ist ein Kind hier, sagt der Jünger Andreas, das hat fünf Brote und zwei Fische. Jesus beginnt mit dem, das zur Hand ist. Und am Ende werden alle satt.

Es ist ein Kind hier, das hat fünf Brote und zwei Fische. Jede und jeder von uns ist ein solches Kind, ein Junge, ein Mädchen, begabt mit Talenten und Erfahrungen und Möglichkeiten. Jede und jeder von uns kann den Hunger eines Anderen stillen, den Hunger nach Anerkennung und Gemeinschaft, und den Durst, gesehen zu werden und ein offenes Ohr zu finden.

Erinnern Sie sich an das Kind, dessen Tränen noch zu sehen waren, als es im Treppenhaus an Ihnen vorbeihuschte? Ich erinnere mich an meinen Aufenthalt in einer fremden Stadt. Es war ein ausländischer Mitbürger, dem meine Unruhe im Autobus auffiel und der mir versprach, mir rechtzeitig Bescheid zu sagen. Welches Strahlen erfüllt das Gesicht eines Kranken, der plötzlich und unerwartet Besuch aus der Nachbarschaft bekommt!

Fünf Brote und zwei Fische. Das sind die mit Geld unmöglich zu erwerbenden mitmenschlichen Gesten und Handlungen, die bis heute für das Leben in Familien und Vereinen, für das Klima am Arbeitsplatz und in Kirchengemeinden unverzichtbar sind.

Fünf Brote und zwei Fische. Wer selbst Notzeiten miterlebt oder Armutszonen unserer Erde kennen gelernt hat, weiß, mit wie wenig Menschen auskommen und doch zufrieden sein können.

Wenn wir wieder lernten, in überschaubaren Gemeinschaften zu leben, die das Wesentliche miteinander teilen, könnte die Erzählung der Apostelgeschichte aus der Epistel dieses Sonntags, nach der die ersten Christen alles, was sie hatten, miteinander teilten, zum realisierbaren Leitbild werden. Dachten Sie gerade „schöne Illusion“? Ja, ich verstehe Ihre Bedenken gut. Es macht Angst, die Brüchigkeit unserer Wirtschaftsordnung wahrzunehmen, wenn klare Alternativen zu fehlen scheinen. Doch wann, wenn nicht jetzt, wollen wir einsehen, dass die eigentliche Illusion in dem tausendfach wiederholten Versprechen liegt, mit den Mitteln expandierender Geldwirtschaft allen Menschen Glück zu bringen? Mit Gewalt an dieser Illusion festzuhalten, droht erkennbar einem großen Teil der Menschheit und der Vielfalt der Schöpfung Verderben zu bringen. Wann, wenn nicht jetzt, wollen Kirchenleitungen erklären, dass die Selbstüberhöhung des Menschen mit den Mitteln der modernen Technik zum grandiosen Irrweg geworden ist?

Der alttestamentliche Text dieses Sonntags erzählt vom Manna, jener Wüstenspeise, die leicht zu finden war, doch verdarb, wenn sie gehortet werden sollte. Ja, so ist es eingerichtet: die grundlegenden Dinge

des Lebens sind zum Teilen da, nicht zum Horten. Um sich zu trauen, an diesem Grundsatz das eigene Einkaufen und Kochen, die Arbeit und die Freizeit auszurichten, braucht es wohl das dritte Element, das zum Wunder nach der Art Jesu dazugehört. Was Johannes voraussetzt, nennen die anderen Evangelisten ausdrücklich: Jesus nahm die fünf Brote und die zwei Fische, sah auf den Himmel, dankte darüber und gab sie dann den Jüngern.

Dem dankenden und bittenden Blick zum Himmel entspricht eine tiefe innere Erfahrung. Darauf angesprochen wissen die meisten Menschen eine bestimmte Stelle im Oberkörper zu nennen, an der sie genau zu spüren vermögen, wenn etwas für ihr Verhalten und Handeln wichtig und richtig ist. Und in der Begegnung mit inneren Bildern vermag uns die befreiende Erfahrung zuteil werden, wie der Himmel sich öffnet, Licht unser Herz berührt oder uns einhüllt und beschützt. Solche Erfahrungen innerer Stärkung, solche Neubesinnung brauchen wir wohl in den Gruppen und Kreisen unserer Gemeinden und in den Einrichtungen für Gefährdete und Gefangene, damit der Mut stark wird, sich in den drängenden Problemen unserer Zeit für ein Bewusstsein der Zusammengehörigkeit und für den Weg des Teilens einzusetzen.

Womöglich können sich unsere Befürchtungen beruhigen, unsere Zweifel auflösen, wenn die Einsicht unser Herz erreicht, dass das Wesentliche im Leben Geschenk ist. Lothar Zenetti hat diese Einsicht in den herrlichen Text gefasst: Am Ende die Rechnung.

Einmal wird uns gewiss die Rechnung präsentiert
für den Sonnenschein und das Rauschen der Blätter,
für die sanften Maiglöckchen und die dunklen Tannen,
für den Schnee und den Wind, den Vogelflug und das Gras und die Schmetterlinge,
für die Luft, die wir atmet haben, und den Blick auf die Sterne
und für alle die Tage, die Abende und die Nächte.
Einmal wird es Zeit, dass wir aufbrechen und sagen:
Bitte die Rechnung.
Doch wir haben sie ohne den Wirt gemacht:
Ich habe euch eingeladen, sagt der und lacht, soweit die Erde reicht:
Es ist mir ein Vergnügen!

© Dr. Ulrich Kusche, Göttingen